

Sabine Müller-Brem

### **„Enzyklopädische Wundertiere“ und „frustrierende Säue“. Der Umgang mit Rollenerwartungen im Fach**

„Ich bezweifle sehr [...], ob der neue Inhalt [...] die Volkskunde aus den Polypenarmen von tausend Klischees und zweitausend Assoziationen noch befreien kann“, merkte Helge Gerndt im Nachklang zur Falkensteiner Tagung kritisch an (314). Mit Blick auf die Medienanfragen zu klassisch-volkskundlichen Themen, die Universitätsinstitute und deren Mitarbeitende im Jahresverlauf noch immer regelmäßig

erreichen, erscheinen Helge Gerndts Zweifel erschreckend weitsichtig. Nach wie vor betrachten uns die Medien gerne als „enzyklopädische Wundertiere“ (78), die ad hoc über sämtliche Bräuche Auskunft geben können (und wollen), und wir reagieren darauf intern mit bissigen Witzen und Unverständnis über die vermeintliche Ignoranz der MedienvertreterInnen sowie der (medialen) Öffentlichkeit für all die spannenden Themen, mit denen wir uns eigentlich befassen. Am Ende beantworten wir die Anfragen dann meistens aber doch, weil wir wissen, dass Verweigerung, wie sie in Falkenstein vor dem Hintergrund der Folklorismus-Debatte noch offen bekundet wurde (287f.), aus verschiedenen Gründen keine Option mehr ist. Im Idealfall gelingt es uns, unsere Perspektiven auf die angefragten Themen nachvollziehbar zu verdeutlichen und andere Fragen einzubringen. Nichtsdestotrotz erfüllen wir mit unserer bloßen Interviewbereitschaft Rollenerwartungen, von denen wir uns seit nunmehr einem halben Jahrhundert zu befreien versuchen. Was bleibt uns auch anderes übrig?

Der von Wolfgang Brückner in Falkenstein ironisch vorgeschlagene „Rückzug der Wissenden von den frustrierenden Säuen, heim zur Perlensammlung des elitären Clubs“ (46) ist freilich eher als Anlass zur kritischen Selbstreflexion denn als ernstgemeinter Lösungsvorschlag zu verstehen. Was Brückner hingegen zur Verwissenschaftlichung des Faches in der Öffentlichkeit mit explizitem Bezug auch auf die Medien ernsthaft von seinen KollegInnen forderte, war „allseitiges Engagement“ jenseits des „Anspruchs intellektueller Redlichkeit im stillen Kämmerlein“ (37).

Wie ein solches Engagement in der Wissenschaftspraxis aussehen könnte, wurde in Falkenstein – leider nur ansatzweise – am Beispiel des Tübinger Arbeitskreises für Fastnachtsforschung diskutiert. Zum Zeitpunkt der Tagung hatte sich der 1961 gegründete Arbeitskreis bereits wieder aufgelöst: „Nach einigen Treffen [...], an denen [...] Fastnachtsforscher plus aktive Narren zusammenkamen, war es uns zu dumm“ (289), so die resignierte Bilanz Martin Scharfes in Falkenstein, der Mitglied im Arbeitskreis gewesen war, und der wohl auch aufgrund dieser Erfahrung seinerzeit den Begriff ‚volkstümlich‘ in provozierender Absicht als „anschaulich, konkret und allgemein verständlich“ (84) definierte.

Aus heutiger Sicht erscheint die damals durchweg negative Beurteilung des Tübinger Engagements in der angewandten Volkskunde zu einseitig. Karin Bürkert stellt in ihrer Dissertation zum Tübinger Arbeitskreis für Fastnachtsforschung auch positiv zu bewertende Auswirkungen der Zusammenarbeit dar: „Die Tübinger Volkskundler hatten es verstanden, in die Region hineinzuwirken [...]. Volkskunde blieb dadurch in der Gesellschaft bekannt und verankert. Das Fach konnte nicht zuletzt deshalb seine Position innerhalb der Universität ausbauen und stabilisieren“ (Bürkert 2015: 272). Auch Herbert Schwedt hätte – wenn er in Falkenstein anwesend gewesen wäre – als Mitglied des Arbeitskreises sicherlich eine weitaus positivere Bilanz als seine Tübinger Kollegen gezogen. Er begegnete den Fastnachtspraktikern

während der Zusammenarbeit mit Wertschätzung, unvoreingenommenem Interesse und Dialogbereitschaft anstatt mit missionarischem Eifer und beherrschendem Duktus, wie es damalige Jungwissenschaftler zuweilen taten.

In Falkenstein formierten und verfestigten sich unter anderem im Zuge der Auseinandersetzung um den (Un-)Sinn angewandter Volkskunde einige bis heute wirksame Dichotomien unseres Faches zwischen Reflexion und Interaktion, zwischen kritischer Forschung und praktischer Anwendung, zwischen dem, was als veraltet und überholt auf der einen Seite und progressiv und zukunftsweisend auf der anderen Seite anzusehen ist. Damalige Deutungs- und Argumentationsmuster sind weiterhin wirkmächtig, etwa in Form von habitualisierten Reaktionsweisen wie sie im Zusammenhang mit Medienanfragen zu klassischen volkskundlichen Themen zu beobachten sind. Wir haben während unserer Sozialisation im Fach gelernt, angesichts solcher Anfragen mit den Augen zu rollen. Wir haben gelernt, in fachinternen Diskussionen eher unser Unwohlsein zu äußern und eher die Schwierigkeiten, die in der Auseinandersetzung mit den Rollenerwartungen der Medien auftreten, zu äußern, als mögliche und tatsächliche Chancen und Erfolge herauszustellen. Diese tradierten Denk- und Verhaltensmuster sollten wir in bewährter selbstreflexiver Manner konsequenter überdenken, und den Blick stärker auf etwaige Potenziale, die mit Rollenerwartungen in Zusammenhang stehen, richten.

Als Brückner „allseitiges Engagement“ forderte, ging es ihm und seinen KollegInnen im Kern um die Notwendigkeit der Verwissenschaftlichung des Faches nach innen und nach außen. Dieses Ziel ist erreicht. Was uns übrig bleibt – um oben genannte Frage nochmals aufzugreifen –, sind zähe Rollenerwartungen, die im Kontext der Fachgeschichte stets kritisch zu betrachten sind, die jedoch nicht ausschließlich als unliebsamer Ballast empfunden werden müssen. Wenn ‚volkstümlich‘ mit Attributen wie ‚anschaulich‘, ‚konkret‘ und ‚allgemein verständlich‘ in Verbindung gebracht wird, wenn ‚volkstümlich‘ heißt, die Interessen und Sichtweisen der Medien und der von ihr bedienten ‚breiten‘ Öffentlichkeit ernst zu nehmen und diesen nicht-akademischen, nicht-volkskundlichen AkteurInnen konsequent mit Wertschätzung und Dialogbereitschaft zu begegnen, dann sollten wir wieder mehr Mut zum Volkstümlichen haben. Nicht nur, weil sich das Volkstümliche als Bindeglied zur Gesellschaft auch strategisch gut nutzen lässt. Mehr Mut zum Volkstümlichen heißt mit Blick auf Falkenstein vor allem, den gesellschaftlichen Relevanzausweis, den wir seit damals gut sichtbar am Revers tragen, nicht nur als fachspezifische Eintrittskarte in die Forschung zu betrachten, sondern auch als Schuldschein, der gesellschaftliche Verbindlichkeit(en) schafft.

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.06>